

**Alexander Pinwinkler,
Historische Bevölkerungsforschungen. Deutschland
und Österreich im 20. Jahrhundert. Wallstein Verlag:
Göttingen 2014. 537 Seiten. € 46,-**

Anfang der 1990er Jahre, nachdem Michael Burleigh seine bahnbrechende Studie *Germany Turns Eastwards* publiziert hatte, wurden deutsche Sozialhistoriker nicht müde, die Legende in die Welt zu setzen, die deutsche Volksgeschichte der 1920er bis 1940er sei Vorläuferin der bundesdeutschen Sozialgeschichte gewesen und deren Vertreter hätten bereits moderne Wissenschaft betrieben. Adepten dieser ungeklärten Kontinuitätsthese nutzten in den vergangenen fünf- undzwanzig Jahren diese These wiederum, um die deutsche Volksgeschichte vom Makel der NS-Zeit zu befreien. Allein diese Debatte, welche ihren Zenit auf dem Frankfurter Historikertag 1998 erreichte, hält bis in die jüngste Vergangenheit an, als ein weiterer Exkulpierungsversuch in der Theodor-Schieder-Biographie von Christoph Nonn sowohl auf der Internet-Plattform H-Soz-u-Kult durch Peter Schöttler und durch andere Autoren im Frühling 2014 treffend in Frage gestellt wurde.

Inwieweit nun tatsächlich die Volksgeschichte internationalen wissenschaftlichen Standards gerecht wurde und sie als Vorläuferin der modernen Sozial- und Bevölkerungsgeschichte gewertet werden kann, blieb unterdessen ungeklärt. Nun geht ein junger österreichischer Nachwuchshistoriker, der weder disziplinären Zwängen noch anderen Einflüssen schulbildender Mächte ausgesetzt ist, in seiner Wiener Habilitationsschrift dieser Behauptung auf den Grund. Bei der Arbeit über die Bevölkerungsgeschichte in Deutschland und Österreich im frühen 20. Jahrhundert handelt es sich – und das sei schon vorweggenommen – um eine der solidesten Dekonstruktionen von wissenschaftlichen Legendenbildungen, die ich in den vergangenen

dreißig Jahren als Wissenschaftshistoriker rezipiert habe. Pinwinkler gelingt treffend, die Volksgeschichte als germanozentrische und politische Akteursdisziplin einzuordnen, deren Wissenschaftlichkeit nicht nur von Zeitgenossen in Frage gestellt, sondern auch in der Nachkriegszeit immer wieder als solche kritisiert worden ist. Diese Erkenntnis zieht sich wie ein roter Faden durch das gesamte Werk Alexander Pinwinklers.

Das Buch ist in drei Hauptkapitel unterteilt. Zunächst geht der Autor auf die Begriffe, Forschungsfelder und Inszenierungen von Bevölkerung und Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert ein und arbeitet die sozialbiologischen und -darwinistischen Komponenten heraus, die die Aura des deutschen „Volkskörpers“ umgaben. Obwohl bereits im 19. Jahrhundert sehr differenzierte Bevölkerungsanalysen vorlagen, verfiel sich der in den 1920er Jahren forcierte Diskurs der Volksgeschichte in der Regel in einem statischen Organismus, der die positiven gesellschaftlichen Folgewirkungen von Immigration negierte, diese als „rassisch minderwertig“ einstufte, während die deutsche Emigration als „Blutsverlust“ aufgefasst wurde. „Stamm“, „Volk“ und „Rasse“ bildeten dabei das Dreieck, in welchem sich die ethnosozialen und -politischen Diskurse nationalkonservativ-völkischer Kreise in Deutschland und Österreich einschrieben. Sowohl in wissenschaftlichen Publikationen als auch in Expertisen für Ministerien oder die SS galten diese Studien als wegweisend für die im Netzwerk der „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ und in teilweise außeruniversitären Forschungsinstituten transdisziplinär gruppierten Wissenschaftler (S. 107–134, 298–312).

Das zweite Hauptkapitel umfasst kurze Darstellungen der wissenschaftlichen Tätigkeitsgebiete von 16 unterschiedlichen Akteuren aus Deutschland, der Schweiz und Österreich, die sich im 19. und 20. Jahrhundert mit Bevölkerungsgeschichte und historischer Demographie befassten. Pinwinklers Fazit ist bemerkenswert: nämlich, dass die meisten deutschen Nationalökonominnen und Wirtschaftshistoriker sich in ihrem Methodenspektrum deutlich unterschieden von der „Begrenztheit des Erkenntnishorizonts vieler historischer Studien,

die im Umfeld der deutschen ‚Volksforschungen‘ der 1920er und 1930er-Jahre entstehen sollten“ (S. 136), und ein wesentlich differenzierteres Methodenspektrum entwickelten. Von einem modernen Ansatz der Volksforschung kann nicht gesprochen werden. Neben den Wegbereitern Karl Julius Beloch und Karl Bücher, die der – „liberalen“, teilweise an antiken Gesellschaften orientierten – historischen Demographie zugeordnet werden, wird von Pinwinkler Hermann Wopfner angeführt, der sich während der NS-Zeit vorzeitig emeritieren ließ. Hinzu kommen Wilhelm Abel, der in der „Bekennenden Kirche“ sozialisierte Wolfgang Köllmann und der Schweizer Arthur E. Imhof. Letztere drei haben als Demographen und Historiker die Neupositionierung der universitären Demographiegeschichte in den 1960er Jahren forciert. Währenddessen blieben die zentralen Akteure der Volksforschung und völkischen Bevölkerungswissenschaften ihren sozialbiologischen Ansätzen der Kriegsjahre bis in die 1960er Jahre treu und entwickelten ihre eigenen Wissenschaftsnetzwerke. Pinwinklers These ist, dass eine Erneuerung und internationalen Standards entsprechende Neuausrichtung erst in den 1980er Jahren stattgefunden hat. Dies trifft sowohl für die von Pinwinkler ebenfalls dargestellten völkischen Historiker wie Hermann Aubin und Erich Keyser als auch für die schillernden Exponenten, den Soziologen Gunther Ipsen und dessen Schüler Werner Conze zu. Dieses aufschlussreiche Kapitel rundet Pinwinkler mit einem Exkurs über die Frage sozialer Netzwerke und ihres Nutzens ab. Das soziale Kapital, das die einzelnen Akteure daraus zogen, beförderte ihre Karriere in intelligenten Kooperationen. Die daraus entstehenden sozialen Netzwerkkonstellationen grenzt der Autor zu Recht gegenüber dem von Historikern angewandten plakativen Begriff der Generationalität ab (S. 277–297), indem er auf eben jene Emigranten verweist, die systematisch in der Nachkriegszeit von den alten NS-Seilschaften ausgegrenzt worden sind und somit kaum Chancen erhielten, in den bundesrepublikanischen Elitekreislauf zu gelangen.

Das dritte Hauptkapitel umfasst die dezidierte Analyse wissenschaftlicher Netzwerke in der Nachkriegszeit. Der Autor geht auf Kristallisationspunkte von Akteurs-Netzwerken und deren „personelle und institutionelle Persistenz“ (S. 298), insbesondere in der mittlerweile sehr gut untersuchten Ostforschung, ein. Demnach etablierten sich in der Nachkriegszeit neben den Vertriebenenverbänden die einstigen Akteure wieder und stellten sich durch gegenseitige Entlastungszeugnisse als unbescholtene NS-Mitläufer dar, wodurch sie rasch in politikberatende Funktionen gelangten (zum Beispiel Theodor Schieder, Werner Conze). Ausnahmen zeigen, dass es nicht immer gelang, sich an neue gesellschaftliche Verhältnisse geschmeidig anzupassen. Das gilt etwa für Erich Keyser, den Direktor des für die einstigen Ostforscher so zentralen Johann-Gottfried-Herder-Instituts in Marburg, dem bis 1959 von internationaler Seite mit Vorbehalten begegnet wurde.

Das höchst lesenswerte Buch stellt wegen seines Abrisses der historischen Demographie bis in die 1980er Jahre einen Meilenstein in der Wissenschaftsgeschichte dar. Abgeschlossen wird es durch knapp fünfzig Seiten Kurzbiographien nebst Literatur und Indexverzeichnis.

Michael Fablbusch